

# Im Heidedorf.

Roman von A. von der Ebbe.

(13. Fortsetzung.)

Viel unklarer sah es in Marie aus. Sie wußte, daß sie Hintich beleidigt habe; es that ihr leid, gewiß, allein sie durfte unter keine Bedingung dulden, daß er sie als ihm gehörig bezeichnete. Möchte er's nur für einen Tanznachmittag meinen, auch das war ihr zu viel. Sie war ja nicht frei, und es ging gegen ihr Gewissen, etwas wie eine Bewerbung anzunehmen. Er hatte ja sicher nichts Ernstes im Sinn, das durfte sie sich nicht einbilden — er, der reiche Hofbesitzer, und sie, das arme Mädchen, das er fogar eine „Stadtpuppe“ schalt. Aber aufzuziehen lassen wollte sie sich nicht.

Und dann der schreckliche Gendarm, der sie immer im Auge behaltete. Sollte er vielleicht doch etwas gegen sie im Schilde führen?

Die ganze Festlichkeit verwirrte sie auf die Dauer. Sie vermochte mit allen ihren heimlichen Klageliedern nicht sorglos fröhlich zu sein wie alle die anderen.

Die beiden Spaziergänger wechselten nur wenige zerstreute Worte zwischen der Fülle ihrer Gedanken.

„Endlich begann Fedor: „Sieh die Rosenbüschchen, die Sonne steht tief, um sieben Uhr will Großvater zurudelfahren. Wir müssen umkehren, aber ich denke, der Gang ins Freie hat uns nach all dem wüthen Trübel wohlgeban.“

„D sehr, lieber Vetter!“  
Als sie vor dem Gasthause ankamen, standen zwei angepöbelte Wagen bereit. Großvater klopfte seinen ungeduldigen Braunen den Hals. Lude Weermann bautele noch am Zaumzeug, seine Brüder und Schwestern traten eben, roth und erregt, aus dem Hause.

Hintichs und Lisbeths Augen folgten dem zurückkehrenden Paare entgegen, in beiden Mienen zuckte es. Das Mädchen flüsternte mit der Schwester, und als Marie ihren Platz eingenommen hatte, kletterte Lotte zu ihr herauf. „Wie hat keine Lust, mit dir zu fahren?“, sagte sie, sich zurecht-rückend, schnippisch. „Meinst wohl, mal Frau Pastorin zu werden? Aber er wird sich das noch überlegen. Hast ja gar kein Geld, wie sie sagen.“

Großvater fuhr ab. Von den beiden Mädchen hinter ihm plapperte Lotte allein. Marie sah in Gedanken vertunken, sie antwortete nur das Nöthigste. Wie böse hatte Hintich sie eben angesehen! Der gönnte ihr gewiß nie wieder ein gutes Wort.

16. Kapitel.

Der Sommer schritt vor. Solch ein Wachsen und Werden that Marie noch nie gesehen. Das Herz wurde ihr dabei weit vor Lust und Dankbarkeit. Wie war sie hier wundervoll geboren.

Auf den mit Buchsbaum eingefassten Seitenfeldern im Gemüsegarten brachen die Zentifolien auf. Blaue Taubenwägen, Federnelken, Ritter-sporn, Malven und Lavendel blühten und dufteten. Marie konnte das wenigste davon, und Rite, die sich über solche Unwissenheit wunderte, freute sich an des Mädchens Enttäuschen. Ach — es könnte nirgends schöner sein als hier, tief ist oft.

Die Freude an der Natur und an der ländlichen Arbeit mußte ihr manches andere ersetzen. Ihr Besuche mit den naheliegenden Verwandten war seit dem Soldater Markt sehr oberflächlich geworden. Sie hatte Liebe über ihr Benehmen gegen den flotten Defonomen zur Rede gestellt und ihr gesagt, daß Fedor sich um sie gekümmert habe.

Da fuhr Lisbeth auf und rief: „Laß ihn sich an seine eigene Rade fassen! Und du bist mir auch die rechte, wenn du predigen willst.“

„An Hintich wagte sie sich mit feinem Worte der Entschuldigungen heran. Mit ablehnender, gleichgültiger Miene sah er an ihr vorbei. Er kam selten und war nur für Großvater und Tante da. So wußte ihr's oft, so fühlte sie doch, daß sie an ihrem Verhältnis zu ihm nichts ändern könne. Es war gut, wenn Mauern zwischen ihm und ihr standen, es durfte nicht anders sein.

Ontel Hans schrieb dann und wann; mit Sehnsucht und Zagen sah sie jedem seiner Briefe entgegen.

In Berlin sah sie wenig zu verändern. Als Hans am ersten Juli die Riehe hinuntergetragen — er nahm alle Angelegenheiten der beiden Männer in die Hand — hatte Goldammer sich eben so kühl und gefällig gezeigt wie früher. In unbestimmten Andeutungen sich ergebend, meinte er, er werde entsprechende Schritte thun, um zu seinem Rechte zu kommen; man lebe doch in einer Welt, in der es Ordnung und Gesehe gebe. Sein Anwalt sei auch der Ansicht, daß er sich die Behandlung von seinen jungen Frau nicht brauchen gefallen zu lassen.

„Ich ahne nicht, was er zu thun beabsichtigt. Ich wage nicht zu fragen, wahrscheinlich würde er es auch nicht verrathen. Hoffentlich bist du

aber völlig in Sicherheit. Mir soll man unter keinen Umständen ein Wort über Deinen Aufenthaltsort entreißen, und ich bin ja der einzige, der darum weiß.“

Ueber das Leben und Ergehen ihres Vaters gab es nichts Besonderes zu melden. Viel werde ja nicht verdient, aber von seiner Erbschaft sei doch immer noch ein schönes Stümchen, über die Hälfte, in sicheren Händen. Marie solle sich also keine Sorgen machen. Er freute sich, daß sie gern beim Großvater sei, und daß es ihr gut gehe. Endlich müßte Goldammer sich doch beruhigen und einsehen, daß sie wirklich nicht weiterkommen werde.

Das lautete tröstlich und auch nicht. Marie wußte nicht, wessen sie sich noch von Goldammer zu versehen habe, und fand nicht den Muth, jemand ins Vertrauen zu ziehen und zu fragen, was der Gefürchtete ihr antun könne.

Ein goldener Sommermorgen blaute über der Heide und Dorf. Marie trat auf den Hof, um den Hühnern ihr erstes Futter zu bringen. Jette scheuerte am Ziehbrunnen hölzernes Geschütt und sang dabei. Das Hühner-volk scharrte sich gadernd und pickend um seine Wohlthäterin, auch die Tauben flatterten herzu, um gut-tend am Mahl theilzunehmen.

Aus der Ferne an den Thieren wette Marie ein kitzelnder Schritt. Sie blickte auf, der Gendarm Müller stand schmunzelnd vor ihr. Nun griff er ihr gar unters Kinn und hob sie das erschrockene Gesicht empor.

Sie stieß einen kleinen Schrei aus, ließ die Röhre ihrer Schürze fallen, so daß die Körner umherflogen, und stürzte ins Haus.

Großvater trat herzu. „Die Stadtmädchen sind so was nicht gewöhnt, Herr Gendarm. Lassen Sie das man lieber bei meiner Großtöchter bleiben“, sagte er ernst.

„Richts für ungut, Herr Kruse, habe das Fräulein nicht beleidigen wollen, ist ja so schenierlich wie Susanne im Bode.“

„Machen Sie keine schlechten Witze. Kommen Sie, setzen Sie sich hier vor die Thür. Jette — einen Korn und Butterbrod.“

„Dantend angenommen. Man soll dem Dajen sein Maul nicht verbinden, so er drischt. Strammer Dienst jetzt, Herr Gemeindevorsteher.“

„Noch immer hinter den Taterscher?“

„Infam's Gesindel! Wohin ich komme, sind sie eben gewesen. Von allen Seiten laufen Klagen ein. Gestohlene Hühner, 'n Hammel weg von der Weide, Bettetei, Wahrsageri — alles vom Sehe verboten. Höllisch hüten sollen sie sich, komme ihnen scharf aufs Fell!“, er nahm Jette das Frühstück ab und setzte es neben sich auf die Bank.

Marie nahm, wie Jette, eine Hade auf die Schultern und ging mit dem Mädchen ins Feld, um die Kartoffeln zu behäufeln. Es war ihr sehr tröstlich, daß sich der Gendarm nicht weiter sehen ließ.

Bei Weermanns herrschte — niemand wußte woher und weshalb — eine schlechte Stimmung. Hintich fuhr die Seinen an, was sonst gar nicht des fröhlichen, gutmüthigen Mannes Art war. Diese ganz erstaunt und getränt, wurden zurück, gaben böse Worte zurück, und das sonst so friedliche Familienleben, ihr freudiges Zusammenarbeiten und einander Helfen schien ge-föhrt.

Hintich fühlte mit aller Bestimmtheit, daß für ihn sein Lebensglück oder Unglück von der Person des Mädchens abhängt, das er zu seinem Weibe mache.

Freindselig, kalt und böse wurde ihm zu Sinn, wenn er sich die lange hölzerne Stine an seiner Seite dachte. Da mochte er sich nur eine denken, eine einzige, nur sie, sie, die ihn ja schwer beleidigt hatte. Er war ihr nicht gut genug, er war ihr zuwider, das hatte sie bejaht. Seine Faust baute sich vor Jörn, wenn er daran dachte. Sie war's eigentlich gar nicht werth, daß er immer und immer nur an sie denken mußte.

Wenn Hintich sich vorstellte, wie Marie dem großspurigen Gendarmen Augen gemacht, so lochten Zorngrim und Berachtung in ihm. Aber er konnte sich nicht von dem Denken an sie losreißen. Es war ein ganz wunderlicher Zwang in ihm. Immer sah er sie, bald so, bald so, wo sie gar nicht war und nicht sein konnte. Und wenn sie ihm wirklich in den Weg lief, so war's ihm, als fahre ein Stich durch ihn, und als nehme ihn einer bei den Haaren und ziehe ihn hin zu dem Mädchen. Stand er dicht neben ihr, so zwidete es ihn in den Armen, daß er sie umfasse. Aber er zwang sich, ihr ein böses Gesicht zu zeigen und die Ellbogen anzudrücken. Daß er seine gute Laune bei der Quälerei verlor, war kein Wunder.

Lisbeth spürte am wenigsten von der über ihrem Familientreibe lassenden

den Mißstimmung. Sie hatte nie sonderlich nahe mit allen gestanden und wurde jetzt zu sehr von eigenen Gedanken und Kämpfen erfüllt.

Kurze Zeit nach dem Markt hatte eine Haushälterin, die mit Schürzen-zug, Band, Knöpfen und allerlei anderem Kleinram auf dem Hofe vordrönte, sie geheimnissvoll zur Seite genommen und aus einem Tuche ein Briefchen gezogen, das sie ihr mit dem Bedeuten gegeben, er habe gesagt, sie möge ja nicht ausbleiben.

Als Lise in großer Spannung den Brief öffnete, erschraf sie. Er kam von dem Belontär Dehste. Der junge Defonome schrieb:

„Mein süßes Mädchen!  
Ich fühl's, Du strahlst und leuchtest unter den Bauernbirnen wie eine Fee zwischen einer Gänseherde. Täusche ich mich nicht, so habe ich Chancen, von Dir geliebt zu werden. Beweise es mir, Angebetete, und komme morgen Nachmittag um fünf Uhr nach den Hünenfeinen hinter eurem Dorfe. Hier erwartet Dich mit offenen Armen Dein Dich tollfallender Arthur Dehste.“

Lisbeth stand wie erstarrt. Sie hatte sich's immer gewünscht, einer von den Herren, einer, der mehr war als sie und die Jähren, möge sich um sie bemühen. Die Dehste's hatten ein schönes Geschäft in Celle. Wenn Arthur — Arthur, wech vornehmer Name! — wenn er sie heirathete, kam sie in die Stadt und wurde eine angesehenene Dame.

Aber vom Heirathen schrieb er kein Wort. Und hätte sie ihn denn wirklich haben mögen? „Es regte sich etwas in ihr, das „Nein“ sagte. Nein — nein! Tanzen recht gern, er tanzte fröhlich, aber hatte sie sich neulich nicht hauptsächlich mit ihm abgegeben, um ihren Vetter zu ärgern? Fedor, der nur weise Reden und Tadel für sie hatte, und sich immer zu Marie hielt!

Und da nun ihre Gedanken sich wieder, wie so oft, auf Fedor richteten, da fühlte sie, daß sie mit Dehste keine Liebchaft anbandeln möge und könne.

„Nein, sie wollte nicht zu den Hünenfeinen gehen, sie wollte sich nicht von Dehste herziehen lassen! Mochte er sie vergeblich erwarten.“

Aber im Sinn lag ihr doch die Sache, beschäftigte sie, füllte ihr Denken. Sie kam sich sehr brav vor, daß sie der Lodung widerstand. Hätte sie doch alles Fedor sagen und sich von ihm loben lassen können!

Großvater fragte Hintich, ob er denn nicht mal ans Freien denke. Wenn es auf ihn ankäme, so wüßte er wohl eine, die hübsch wäre und gesund und arbeiten könnte er auch. Bei diesen Worten zwinkerte er listig zu Hintich hinüber.

„Ah“, dachte der mit Befriedigung, „Großvater steht auf meiner Seite, das ist viel werth.“ Er wurde jezt recht, aber er verzog keine Miene und fragte, ob er wohl bald den Haster näher könne, was Großvater dazu meine. Der sagte, daß es wohl bald am der Zeit sein könne. Und dabei dachte er, der Junge will sich nichts dreinreden lassen. Wenn er sich aber auch noch so dumm anstellte, Lust hatte er doch. Die schönen starken Menschen paktten zusammen. Der Alte hoffte, daß noch was draus werde, und dann blieb das, was er Marie zuwenden wollte, in der Familie.

Eines Tages sagte er: „Komm, Marielchen, ich will dir mal die Un-mächtigkeiten zeigen, die Weermann's dieses Jahr triezzen.“ Er legte, wie er sich's angewöhnt hatte, seinen rechten Arm auf ihre Schultern, so daß ihr blonder Kopf aus der Biegung seines Ellbogens herdröf, und führte sie in den Grasgarten hinter dem Hause. Hintich schloß sich wie gezozen und gezwungen an.

Die Obstbäume trügen voll, alle Früchte schönollen bei dem warmen Sonnenschein ihrer Reife entgegen. Die Pflaumen färbten sich bläulich, die Äpfel belamen rotze Baden, und die Birnen hingen lang und schwer an den Zweigen.

„Ich kann es fast nicht glauben, daß ich dies alles hier so von selbst wachsen sehe“, sagte Marie, mit lachenden Augen an sich blickend. „In Berlin, wo jedes einzelne Stück Geld kostet, habe ich Früchte immer für ein großes fernherkommen-mendes Wunder gehalten. Manchmal brachte Ontel Hans mir ein paar Räschen oder eine Birne mit. Auch Florian, mein Spielgefährte, gab mir etwas ab, aber viel war's nicht, so gut es mir auch schmiedete.“

„Florian, wer war das?“ fragte der Alte mißtrauisch, und der junge Mann, der auf ihrer anderen Seite ging, lauschte eifersüchtig.

„Florian ist der Sohn unferes Hausdirths, ein Jahr jünger als ich, ein blasser, schwächlicher Knirps, aber ein guter Junge“, erwiderte sie un-befangen.

Die Auskunft schien ihre Beiden Begleiter zu befriedigen.

Da der Weg enger wurde, ließ Großvater das Mädchen allein vordringen. Sie gelangten jezt an das Ende des Gartens, von wo man zu der Mühle hinüber sah. Der Steg über den Bach lag vor ihnen, wo, wie ihre Mutter geschrieben — der junge Hofbesitzer sei, an jenem letzten Abend in der Heimath, mit dem Liebsten getroffen. Wenn sie hier in die Nähe kam, so bewegte der Anblick dieser Stelle Mariens Herz allemal ganz eigen. Das Schickal ihrer Eltern, das sich hier entschieden, nahm

ihre Denken für einige Augenblicke völlig gefangen. Sie hörte die beiden Männer hinter sich einige Worte wechseln, aber sie achtete nicht darauf.

Als sie hinter sich sah, war Großvater fort, Hintich trat an ihre Seite, und sie lehrten um.

Mit etwas belegter Stimme sagte er: „Großvater meinte, er müsse noch Hause.“

Langsam schritten sie nebeneinander hin. Sie schwiegen beide, innerlich beschäftigt miteinander.

Marie dachte nicht mehr an ihre Eltern, sie dachte nur an ihn, der neben ihr ging. Ob sie ein verführerisches Wort über ihre neuliche schroffe Aueherung fallen lassen sollte? Sie hätte es gern gethan, aber sie wagte sich nicht an ihn, stüchtig sah sie ihn von der Seite an. Er kam ihr verschlossen und finster vor. Sie fürchtete, daß er sie hart anfassen werde, wenn sie von neulich anfang. Bewußt wollte er nun nichts mehr von ihr wissen.

So deutlich Hintich das Mädchen auch manchmal vor sich zu sehen glaubte, so wirkte doch ihre lebendige Nähe, während er mit ihr allein in der Feiertagsstimmung durch das Grün und die Sonne des Sommers schritt, wie etwas Neues, Beräuschendes, das ihn der Kraft zu denken beraubte. Er meinte, ihr links und links zu sehen, wie er ein Wort sagte. Die Eindrücke, die er in Soltau von ihrer Herbeize gegen ihn empfing, waren ausgelöscht, er fühlte nur das Glück, mit ihr allein zu sein. Und weiter nichts fiel ihm ein, als daß er sie lieb habe, furchtbar lieb. Aber sagen konnte er es ihr nicht. Sie würde ihn wieder abwehren wie neulich, und das ging ihm zu nahe. Sie, eine feine Städlerin, war ja auch viel mehr als er.

Endlich empfanden beide ihr Schweigen als lösend, sie saßen sich scheu in die Augen und begannen in oberflächlichen Sägen von der gelegenen Ernte zu sprechen.

Nun war das Haus erreicht. Dunkel hatten sie beide das Gefühl, etwas Wichtiges und Besonderes erlebt zu haben.

17. Kapitel.

Ein Brief aus Kirchhausen vom Pastor Kruse kam beim Großvater in Heidedorf an.

Der Pastor schrieb, sie hätten erst selbst hinübergehen wollen, aber seine Geschäfte ließen es nicht zu. Nun läde er die ganze Verwandtschaft ein, am Sonntag nach der Kirche bei ihnen zu Mittag zu essen. Sein Sohn Fedor werde die Kanzel bestiegen und statt seiner predigen. Er erfüllte damit einen heimlichen Wunsch des für seinen Beruf begeisterten theuren Sohnes. Das sei an sich schon ein Fest, welches sie alle froh und dankbar miteinander begehen wollten.

Diese Einladung erzeugte bei allen Beteiligten eine gewisse Aufregung. Eine richtige Gesellschaft gab es sonst kaum in der Familie. Aber der Pastor hatte recht, das war zu feiern: Fedor in seinem Heimathorte auf des Vaters Kanzel! Wie gültig war's, daß dieser sie ihm abgetreten, und für sie alle ein wichtiges Ereigniß, den jungen Mann an der erbabenen Stelle und im Talar zu sehen.

Am tiefsten wurde Lisbeth von dieser Aussicht bewegt. Zu Fedor in seiner neuen Würde aufzublicken zu können, erschien ihr als etwas höchst Merkwürdiges. Wenn sie ihn so gesehen hatte, mußte sie ihm ja stillhalten, wenn er sie tadelte. Als Geistlicher hatte er das Recht, das sie ihm als Vetter nicht einräumen wollte. Sie schnehte sich danach, harte Schelte und dann eine endgültige Verzeihung zu empfangen. Und vielleicht, wenn sie es über sich gewann, Fedor zu gestehen, daß sie von Arthur Dehste nichts wissen wollte, würde der mitbedingte Vetter sie gar ein wenig loben. Das war ein so tröstlicher, so schöner Gedanke, daß ihr Herz freudig zu hüpfen begann.

Im Laufe der Woche meinte Marie zu spüren, daß Hintich sie nicht mehr so scheel ansehe wie bisher. Sie wich ihm noch ein wenig aus, weil sie nicht wußte, wie sie mit ihm daran war, aber sie sagte doch wieder Zutrauen. Vielleicht hatte er ihr nun das harte Wort auf dem Tanzboden verziehen.

Tante Ritzen fühlte sich tief von dem Gedanten ergriffen, ihren Lieblings zum ersten Male in der hohen Würde des Geistlichen sehen und Gottes Wort aus seinem Munde hören zu sollen.

„Ach, Kind“, sagte sie zu Marie, mit der sie im Garten Bohnen pflanzte, „so 'nen Mann neben sich zu haben, der immer mit heiligen Dingen zu thun hat, muß einen selber besser machen, und das ist doch ein rechtes Glück für ein Frauenzimmer. Sag mal, findest du denn nicht auch Fedor sehr nett?“

„Ja, Tante, das ist er wirklich.“

„Na, siehst du.“ Das blasse Gesicht der Tante strahlte in freudiger Hoffnung.

Marie erschraf. Es wäre ja schrecklich, wenn der gute Fedor eine Neigung für sie fassen sollte! Nein, so nahe durfte ihr keiner kommen! Das konnte, durfte sie nicht anhönen. Was aber sollte sie sagen? Die Wahrheit, daß sie verheirathet sei, ging doch nicht an. Nein, sie schämte sich, sie mußte ihr schreckliches Geheimniß hüten — hüten vor jedem, der daran rühren wollte. D, wie ihr dies Unglück ihres Lebens immer auf der

Seele lastete! So mußte sie mit allen Kräften abblehnen und ausweichen, wenn ihr ein Mann als Bewerber neben ihr sollte.

Tante Rite ließ für Marie eine weiße Badisbluse aus Walsrode kommen. „Da, meine süße Tochter“, sagte sie zärtlich, „nu' kannst du dich zu Sonntag fein machen.“ Einen leichten Strohhut hatte sie ihr schon früher geschenkt. Man konnte doch in Sommertagen nicht mit einem Filzhut zur Kirche gehen, was hätten die Leute dazu gesagt?

Der Sonntag kam mit schwüler Gemüthelust, und man fuhr zu rechter Zeit nach Kirchhausen.

Die Heide stand in üppigster Blüthe; rothbla Wellen stülte über die Weite, erstreckten sich bis über die Grabenränder, liefen bis ans Kornfeld, umkränkten den Fichtenkamp und strahlten hinein in das verwilderte Dickicht der Stämme, wo Brombeergebüsch und wilde Himbeerranten, hellgrünes steifes Heidekraut und Kronsbeertraut den Windbruch und Moder des Waldes überzogen. Die leichtbeweglichen Blätter der Birken hingen schlaff, dunkler noch als sonst standen die Wacholderbäume auf der rothen Heide, die Sonne brannte und glühte, eine schwärzliche Wand stieg am Rande des Horizonts empor.

Großvater wies mit seiner Fährpeitsche dahin und sagte zu Peter: „Paß auf, es gibt was.“

„Ach mein' zur Nacht, Herr.“

„Kann sein, kann auch eher auf-ziehen.“

Die Gäste wurden mit großer Freundlichkeit im Pfarrhause willkommen geheißen. Heute empfing sie der Pastor, Fedor hielt sich zurück.

Die Kirche füllte sich, der Gesang der Gemeinde durchbraut das ländliche Gotteshaus. Aller Gemüther fühlten sich von dem Gedanten bewegt, daß Pastor Fedor, den sie unter sich hatten aufzuwachen sehen, nun so weit sei, ihnen Gottes Wort verkünden zu können. In froher Erwartung blickten aller Augen zur Kanzel empor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hoflieferanten Napoleons.

Im Leben eines großen Mannes interessieren uns auch die alltäglichen Dinge und vielleicht um so mehr, als sie uns seine Persönlichkeit menschlich näher bringen. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man es erklärlich machen, wenn nicht gar berechtigt finden, daß förtlich in französischer Sprache ein dikes Buch über die Hoflieferanten Napoleons I. und seiner Gemahlinnen veröffentlicht worden ist. Es enthält förtlich vieles was besser ungedruckt geblieben wäre, aber auch manches, dessen Kenntniß den Bewunderern des großen Korsen nur erwünscht sein kann. Im Gegenzug zu dem ersten Kaiser der Franzosen selbst, der seine persönlichen Ausgaben mit sparsamer Genauigkeit regelte, war seine Gemahlin Josephine bis zum Maßlosen verschwenderisch. Obwohl ihr für ihre eigenen Bedürfnisse \$120,000 jährlich zur Verfügung standen, genügte ihr diese beträchtliche Summe doch nicht annähernd für ihre Ausgaben. Die Hoflieferanten konnten sich in der That keine bessere getränzte Kundin als sie wünschen. Alles was ihr gefiel, kaufte sie, ohne nach dem Preis zu fragen, und dieser Leichtsin der Kaiserin, der bei Napoleon manche zornige Aufwallung verursachte, wurde auf unerhörte Weise ausgebeutet. Wenn es zur Regelung der Schulden Josephinens kam, begnügte sich die Lieferanten mit der Hälfte des Betrages ihrer Rechnungen, ohne daß sie Ursache gehabt hätten, mit betrübten Gesichtern abzuziehen.

Nach der Scheidung von seiner ersten Gemahlin bewilligte Napoleon ihr jährlich bis zu \$600,000, aber auch diese Summe war keineswegs hinreichend, alle ihre kostspieligen Lagen zu befriedigen.

Bei der Vermählung Napoleons mit Marie Luise hatten die Pariser Hoflieferanten goldene Tage, besonders die Juweliere und Bestzer von Modemagazinen. Bei großen Gelegenheiten konnte die Freigebigkeit des forischen Groberers seine Grenzen, und so wird man sich nicht darüber wundern, daß er der österreichischen Kaiserstochter auch wahrhaft königliche Geschenke machte, als sie in die Außerien als seine zweite Gemahlin einzog. Ein Medaillon mit seinem Bilde kostete \$35,000, ein Schmud aus Smaragden von Diamanten umgeben, einen Doppelablar darstellend, \$58,000 und ein anderer aus Daalen, ebenfalls von den kostbaren Brillanten eingefast, \$55,000. Für die Ausstattung der neuen Kaiserin wurden \$100,000 bestimmt. Die Lieferanten liefen nach Mähen und Modellen arbeiten, die aus Wien verschrieben waren und Napoleon sich selbst vorlegen ließ. Als erwähnenswerth, so weit Marie Louise in Betracht kommt, wollen wir noch hinzufügen, daß die Ausstattung des Bettes, in welchem sie dem König von Rom das Leben schenkte, \$24,000 kostete. Wie schon angedeutet, war Napoleon I. in Bezug auf die Ausgaben für seine eigene Person sparsam. Als er sich zum Kaiser krönen ließ, wurden jährlich für seine Garderobe \$14,000 bestimmt, aber in Wirklichkeit gab er für solche Zwecke nie mehr als \$4000 aus. An Wochentagen trug er die Uniform der berittenen Gardes-jäger, an Sonntagen und bei förtlichen

Gelegenheiten diejenige der Gardesgrenadiere und er trug sie so lange, als er es irgendwie mit Anstand konnte, indem er es nicht unter seiner Würde hielt, in ausgebefferten Sachen herumzugehen. Bei förtlich oder regnerischem Wetter hüllte er sich in einen einfachen grauen Mantel, für den ihm kein Leibschneider \$38 zu berechnen pflegte. Wie es wohl ziemlich allgemein bekannt ist, trug Napoleon gewöhnlich kleine schmudlose Hüte, für die er \$10 pro Stück bezahlte mußte. Für besondere Gelegenheiten hatte er natürlich auch besondere Kopfbedeckungen zur Verfügung, aber wenn er sich solche anfertigen ließ, achtete er genau darauf, daß man ihn nicht überbeurtheilte. Für den Hofparfümeur war der Kaiser ein sehr guter Kunde. Besonders förtlich Wasser verbrauchte er in ungläublichen Mengen, indem er es nicht nur für erfrischend, sondern auch für sehr gesund hielt, sich jeden Morgen den Oberkörper gründlich damit zu benehen. So lieb er sich, um nur ein Beispiel anzuföhren, von Anfang Juni bis Ende September 1806 nicht weniger als 162 Flaschen förtliches Wasser liefern, wofür \$85 bezahlt wurden. Kostbarer Seife bediente er sich ebenfalls, das Stück zu \$1. Ein nicht weniger guter Kunde war er für seinen Handschuhmacher; allein im Oktober des ebengenannten Jahres lieferte dieser ihm 48 Paar aus Pennthierleder und 24 Paar aus feinstem Ziegenleder. Wie lange dieser Vorrath für die förtlichen Hände ausreichte, wird förtlich nicht gesagt, aber ähnliche Lieferungen wiederholen sich oft genug. Einen außerordentlichen Luxus aber trieb Napoleon I. in Bezug auf seine Leibwäsche. Er war von peinlichster Sauberkeit und wechselte jeden Tag seine Unter- wie Oberhemden. Zu den förtlichen wurde die feinste Leinwand genommen, was schon daraus hervorzing, daß im Jahre 1808 für den Stoff zu sechs Dugend Hemden mehr als \$1000 vorausgab wurden. Hundert Taschentücher aus Batist kosteten über \$280, im ganzen gedraucht der Kaiser an Leinwandausstattung für \$2000, also die Hälfte der Summe, die er etwa förtlich für seine eigene Garderobe auszugeben pflegte. Auch der Tabakhändler des Kaisers konnte sich über ihn nicht beklagen. Napoleon I. schnupfte sehr stark und ließ sich zuweilen über 150 Pfund Schnupftabak auf einmal liefern. Durchschnittlich verbrauchte er ungelähr sieben Pfund im Monat. Die Dosen, der er sich bediente, waren meistens ohne besonderen Werth, wie er denn für seine Person im förtlichen Leben kostbare Gegenstände zur Benutzung verschmähte. Unter den Hoflieferanten Napoleons machten die Juweliere bei weitem die glänzendsten Geschäfte. Seine Freigebigkeit war eine mehr als förtliche und kam besonders fremden Diplomaten zugute. Es galt als Regel am förtlichen Hofe, jedem Gesandten einer auswärtigen Großmacht bei der Verabschiedung eine Dose im Werthe von \$4000 zu überreichen. An die Stelle eines solchen Geschenkes trat auch wohl ein kunstvolles Tafelgeschirz aus Sèvresporzellan, oder ein kostbarer Diamantring. Bei förtlichen Gelegenheiten, wie Friedensschlüssen, wurde jedoch der Werth um das Doppelte oder Dreifache erhöht. So erhielt der Bevollmächtigte des Kaisers von Rußland eine Dose und einige Brillantringe im Werthe von \$14,000. Zu seiner Zeit oder erstreuten die Hoflieferanten Napoleons sich reicherer Ernte als bei seiner Erhaltung und Krönung. Nie vorher und nachher strömte aus den Außerien ein so schönwunderlicher Segen an den kostbaren Geschenken, und nie hatte das förtlichste Hofschloß an der Seine eine so unerhörte Prachtentfaltung gesehen. Eine Tiara, die Napoleon für den Papst anfertigen ließ, kostete \$36,000, fünf Arzbinäle erbildeten je eine Tabaksdose im Werthe von \$6000.

Trotzdem war Napoleon nie in Geldverlegenheit. Wie im Staats-schatz, so lieb er auch in seinem eigenen Haushalt musterhafte Ordnung walten. Für außergewöhnliche Bedürfnisse hatte er förtlich große Ersparnisse zur Verfügung. Alles in allem: Napoleon I. war sparsam, wo er es unbeschadet seiner förtlichen Würde sein konnte, dagegen bis zur Ueppigkeit und zum Uebermaß verschwenderisch und freigebig, wenn es galt, diese im vollen Glanze des Thrones zu strahlen zu lassen.

Die Walsroder Zeitung meldet aus Bodel: „Am Sonntag wurde einem bisigen jungen Mädchen auf der Heimreise vom Regimentsappell das Fahr-rad gestohlen.“ Das kommt davon, wenn junge Mädchen zum Regimentsappell gehen.

Auch bei dem Besuch des förtlichen Edward in Jsch soll eine Entente auf dem Programm stehen. Viel wahrscheinlicher ist es jedoch, daß diese Entente, bei Licht besehen, sich als eine Entente entpuppen wird.

Ein geschiedenes Ehepaar hat sich nach 28jähriger Trennung wieder ge-heirathet. Es sollte inzwischen gelernt haben, sich zu vertragen.

Der Grundstein zum Weltfriedens-Palast ist gelegt. Zum Weltfriedens-Palast ist gelegt. Zum Weltfriedens-Palast ist gelegt.

Da wird man noch lange suchen müssen.